

# Die Literatur und unsere Wirklichkeit

Von Hans Maier

Wir haben in der Bundesrepublik Deutschland eine beachtliche zeitgenössische Literatur. Aber was sagt sie aus über unsere politische und soziale Wirklichkeit? Gibt es Romane, Dramen, Tagebücher, Gedichte, Essais, die sich in unserer Vorstellung mit der Bundesrepublik, ihrer Gesellschaft, ihrer Zeit ebenso zwingend verbinden wie der »Père Goriot« mit dem bürgerlichen Frankreich, die »Abende auf dem Vorwerk« mit dem Rußland Nikolaus' I., der »Zauberberg« mit der deutschen und europäischen Gesellschaft vor 1914 oder »Ferdynurke« mit dem Polen zwischen den Kriegen? Gibt es Schriftsteller, die für das heutige Deutschland ebenso zeittypisch und charakteristisch sind wie Döblin, Tucholsky, Fallada für die Weimarer Republik? Und gibt es gar so etwas wie eine literarische Summe unserer politischen und sozialen Erfahrungen in den letzten dreißig Jahren — etwas, von dem mit Recht gesagt werden könnte, was Balzac für seine Romane in Anspruch nahm: sie enthielten nichts Erfundenes, sondern Dinge, wie sie überall geschehen?

Die Frage, fürchte ich, muß verneint werden. Zumindest sind einige Zweifel am Platz. Denn so Ungewöhnliches und Beachtliches die deutsche Literatur der Nachkriegsjahre aufzuweisen hat, ihr Verhältnis zu Land und Leuten, zur deutschen Gegenwart und Vergangenheit ist alles andere als einfach und unproblematisch. Für viele Schriftsteller, auch solche, die sich Realisten nennen, ist die Bundesrepublik nahezu ein unbekanntes, unentdecktes Land. Sie leben in Distanz zu ihm — nicht immer in offen polemischen Formen, oft durchaus mit Heimwehgefühlen (sich fremd zu fühlen unter Deutschen, zumal als Autor, ist ja ein alter Topos unserer Literatur). Es fehlt nicht an partiellen Identifikationen mit Parteien, Verbänden, Richtungen. Fast immer aber schlagen sie nach einiger Zeit in Enttäuschung um. Kurz, die Beziehungen zwischen sozialer und politischer Realität und Literatur sind einigermaßen kompliziert und instabil in unserem Land, der Austausch ist nicht übermäßig intensiv, der Rollentausch des Autors mit dem Parlamentarier, Politiker, Diplomaten ist selten — ebenso wie umgekehrt.

Das macht die Bilanz recht schwierig. Versuchen wir sie trotzdem.

## I

Zunächst sei an den Ausgangspunkt erinnert, die merkwürdige, vertrackte, verzerrte Situation jener Jahre unmittelbar nach dem Krieg, als die literarische Produktion neu einsetzte. Wie sah damals die Wirklichkeit aus für die Deutschen? Sie war zweigeteilt: Auf der einen Seite die alltägliche Misere: Ruinen, Gedränge in zertrümmerten Häusern und Städten, Beschränkung aufs Nächste, Sorge ums Überleben, um die fällige Tagesration; eine Gesellschaft ohne Zukunftsaussichten, versteint in unbeweglichen Schicksalskategorien (Flüchtling, Heimkehrer, Ausge-

bombter, Wohnungssuchender usw.). Auf der anderen Seite große weltpolitische Bewegung ringsherum: die Gründung der UN, das Gericht der Sieger in Nürnberg, die angekündigte Verwandlung aller Machtpolitik in Moral, der verheißene Ewige Friede — aber auch der Katzenjammer des zerbröckelnden Kriegsbündnisses der Alliierten, versandende Konferenzen, beginnender Kalter Krieg. An den Augen des verduzteten Normalverbrauchers, der gerade noch einmal davongekommen war und dessen bescheidener revolutionärer Elan von den Ausgangssperren der Besatzungsmächte im Zaum gehalten wurde, zog dies alles vorbei wie ein überdimensionaler, unwirklicher Film. Real waren Trümmer, Schwarzmarkt, Lebensmittelkarten, Kippen, Wohnungsämter, Carepakete, Interzonenpässe; real waren die Scheußlichkeiten des Dritten Reiches, die man halb schon wußte, halb neu erfuhr — und die zugleich als Rechtfertigung dienten für Kollektivurteile und Kollektivstrafen, für Umerziehungsaktionen, Einstufungen und einen jahrelangen Ausschluß der Deutschen aus der Politik. Denn ebenso lange, wie die Vormundschaft der Sieger dauerte, blieb Politik, politische Gestaltung — sieht man von einigen gemeindlichen und sonstigen Übungsfeldern ab — den Deutschen verschlossen; im dürftigen, bedrückenden, aber auch selbstgenügsamen Alltag kam sie nicht vor — sie rückte für Jahre in die Sphäre des Moralischen, Philosophischen, der historischen, der pädagogischen Diskussion. Politik wurde ein Theoriegespinnst, ein unendliches Garn für Seminardiskussionen. Den Siegern mochte es recht sein. Sieger brauchen über Politik nicht zu sprechen, weil sie agieren können — Besiegte rasonieren. Und sie rasonieren um so lieber und eifriger, wenn dies — wie hier — einem altvertrauten Umgang mit politischen Dingen entspricht — einem parabelhaften, moralischen Umgang, der vor allem Distanz schafft, Distanz für die Überlegenheitsgefühle der Reflexion.

So fand die Alltagsrealität nach dem Krieg vor allem im Notizbuch des Lyrikers Platz, oder sie kam über den damals noch die Kommunikation beherrschenden Hörfunk. Lyrik und Hörspiel dominierten für viele Jahre in der Literatur. Hier machten die Geschlagenen Inventur über ihre Habseligkeiten; so Günter Eich:

Dies ist meine Mütze,  
dies ist mein Mantel,  
hier mein Rasierzeug  
im Beutel aus Leinen.  
Konservenbüchse:  
Mein Teller, mein Becher,  
ich hab in das Weißblech  
den Namen geritzt.

Die reflektierende »Bewältigung« vergangener und gegenwärtiger Politik dagegen ergoß sich in Romane und Dramen, in denen unendliche Anklage, unendliches Gericht vonstatten ging, bis weit in die sechziger Jahre hinein. »Die Geschlagenen«, »Die Schuldlosen«, »Die Welt der Angeklagten«, »Die Ermittlung« — diese Titel zeigen die Brandspuren der Vergangenheit. »Hier ist etwas geschehen, aber jetzt ist es vorbei«, so beschrieb der heimkehrende Alfred Döblin den Eindruck, den das zerstörte Deutschland auf ihn machte. Dieses Etwas nach-

träglich noch zu fassen, bemühten sich Romanciers und Dramatiker in angestrengten Etüden durch Jahre hindurch, nicht unbedingt mit dauerndem Ergebnis.

Übrigens gaben nicht tüchtig-realiitätsbezogene Romane und Dramen wie Plieviers »Stalingrad« oder »Des Teufels General« von Zuckmayer den Ton an, so erfolgreich und populär sie waren. Ein neuer Realismus entwickelte sich kaum. Es überwog die alte deutsche Neigung zum metaphysischen Rasonnement, zur geistesgeschichtlichen Abrechnung, zum Prinzipiellen, das sich in Worten wie Nullpunkt, Kahlschlag, Neuanfang dokumentierte. Zur Emigrationsliteratur ergaben sich nur geringe Berührungen. Thomas Mann galt den Jüngeren als Kalligraph und Allegoriker, die letzten Bücher Döblins blieben fast ohne Echo. Dauerhafte Form gewann nur wenig. Über der ganzen Aufbruchs- und Reflexionsliteratur steht das keineswegs selbstkritisch gemeinte Wort von Wolfgang Borchert: »Zu guter Grammatik fehlt uns die Geduld.«

## II

Doch nun – was geschah, als mit dem Marshallplan, dem fortdauernden Kalten Krieg, der Währungsreform die Dinge in Westdeutschland in Bewegung gerieten, als Ludwig Erhard – bis heute der einzige wirkliche Systemveränderer in der deutschen Nachkriegsgeschichte – die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen brachte, als Lebensmittelkarten und Zwangsbewirtschaftung dahinfielen, ein freier Markt sich entwickelte, die Bundesrepublik entstand und mit ihr eine neue Gesellschaft?

Man kann kaum sagen, daß sich die fünfziger Jahre in der damaligen Literatur übermäßig deutlich spiegeln. Kriegs- und Heimkehrgeschichten überwiegen noch immer in der Thematik des zeitgenössischen deutschen Romans, nicht zu reden von der anhaltenden Auseinandersetzung mit den Geschehnissen des Dritten Reiches. Die Aktualität wird nur zögernd entdeckt. Vergessen wir nicht, daß jene Jahre eine neue Blüte der Lyrik brachten: den Spätuhm Bennis, die Anfänge Paul Celans. Romane, die das politische und soziale Geschehen atmosphärisch umgreifen und präsentieren, sind große Seltenheiten; das Drama verschwindet überhaupt, sieht man von der Schweiz und Österreich ab, bis in die Siebzigerjahre hinein fast ganz aus dem deutschen literarischen Haushalt.

Dabei wären jene Jahre, meint man, durchaus eines epischen Chronisten würdig gewesen. Denn es entstand ja nicht einfach, wie ressentimental getrübe Urteile lauten, eine neue Gesellschaft aus einer alten. Vielmehr machten die Deutschen unter Adenauer endgültig und unwiderruflich Bekanntschaft mit den Formprinzipien einer modernen Gesellschaft – nachdem der konvulsische Antimodernismus des Dritten Reiches zu Ende gegangen war. Das alte Berufs- und Arbeitsverständnis lockerte sich, das Private meldete seinen Rehabilitationsanspruch an, Politik erschien nicht mehr als Schicksal, sondern als gestaltbare Aufgabe; Parteien- und Parlamentssystem entfernten sich von den unbrauchbar gewordenen Weimarer Positionen. Ansprüche entwickelten sich und mit ihnen die Probleme der Selbststeuerung einer frei entbundenen Mobilität. Schichtungen verloren ihre zwingende Macht im Spiel des Auf- und Abstiegs. Wachsender Wohlstand er-

laubte nicht nur die neue Lastenverteilung zwischen Heimatvertriebenen und Ansässigen im größten Umverteilungsprozeß der Nachkriegsgeschichte, er löste auch die aus der Kriegs- und Nachkriegszeit ererbten Notstände auf. Aus den besitzlosen Normalverbrauchern wurde ein Volk der Autobesitzer, die fremde Umwelt wurde verfügbar, Reisen war nicht mehr ein Privileg der Wenigen, eigener Hausbesitz entwickelte sich, auch beim Mittelstand, ja bei Angestellten und Arbeitern. Generationskonflikte, Kämpfe der Geschlechter, ja selbst der Streit der Gruppen, Verbände, Parteien schienen durch diese Dynamik überdeckt zu sein, sogar die außenpolitische Gefährdung wurde dem Bundesbürger allmählich unfühlbare – so wie dem Osterspaziergänger ein Krieg hinten weit in der Türkei. Die schöne neue Welt, die hier entstand, hatte wahrhaftig ihre Probleme – ihre Stabilität war unerprobt, ihr Selbstbewußtsein stieß draußen auf Emotionen, die Beziehungen zur nationalen Tradition blieben undeutlich, haltende, begrenzende Kräfte waren in der Bewegung allgemeiner Bedürfnisbefriedigung zerrieben worden. Dennoch kann die Bundesrepublik nur verstehen, wer sie aus ihren eigenen Entstehungs- und Lebensbedingungen begreift; fahle Kategorisierungen wie Restauration und Renovation, Koordinatensysteme aus den Zwanzigerjahren oder gar Fragebogenraster aus der ersten Nachkriegszeit helfen da nicht weiter.

Von diesem Neuen, plötzlich Auftauchenden, Präzedenzlosen wird einiges fühlbar, zumindest atmosphärisch, in den Romanen von Koeppen, Böll und Grass, die in die fünfziger Jahre fallen. Am meisten wohl bei Koeppen. Ich teile die politischen Meinungen dieses Autors nicht, ich finde seine Sicht auf das Gebilde Bundesrepublik allzu vergangenheitsbestimmt, das Politische und Parlamentarische wird aus einer zu persönlichen, individualistischen Perspektive betrachtet, vieles wird nicht plastisch, bleibt in der Karikatur stecken. Aber innerhalb dieser Grenzen: welcher Autor nach 1945 hat überhaupt versucht, das politische Lebewesen Bundesrepublik atmend und in Bewegung zu schildern – von den Schaufensterauslagen, Verkehrsmitteln, Wirtshausgesprächen, Tonfällen und Alltagsnormen bis zum politisch-parlamentarischen Betrieb? Was in der Literatur der ersten Nachkriegsjahre auseinanderfällt, das Alltäglich-Unpolitische und die meist nur in Theorien und Gesprächen präsente Politik, die Bereiche des Privaten, Gesellschaftlichen, Halböffentlichen, Politischen bis hin zur Sphäre staatlicher Arcana und bis zum Gegeneinander der führenden politischen Figuren – dies alles wird hier zu einem Ganzen verbunden. Dabei werden freilich die Figuren überlastet, vor allem im zentralen Stück des zeitgeschichtlichen Romanryptichons »Das Treibhaus« (1953): gerade die Vielfalt einer politischen Szene, der Reigen der Interdependenzen, das Ineinander von Persönlichem und Sachgesetzlichem läßt sich mit Hilfe eines »Helden« und seines inneren Monologs kaum fassen. Der Parlamentarier Keetenheuve ist ein Mann mit starken Gefühlen und einem analytischen Verstand – aber Terminkalender, einen Stimmkreis und Aufstellungssorgen und -rücksichten scheint er nicht zu besitzen. Er bewegt sich auch nur im obersten Kreis staatsentscheidender Schicksalsfragen; undenkbar, daß er in Ausschußsitzungen Erbsen zählte oder im Stimmkreis einen Pokal stiftete für den Aufstieg des heimischen Vereins zur Bundesliga. Ein wenig Aplomb des schillerschen Welttheaters ist selbst bei diesem realistischen Schriftsteller um die Politik, und man vergißt im Staccato der Beschleunigung zum bösen Ende hin, daß nicht alle

Parlamentarierlaufbahnen tödlich enden müssen. Die Entdämonisierung, Entdramatisierung der Politik, wichtigstes Ergebnis der Ära Adenauer, wird hier, bei Koeppen, noch kaum sichtbar, ganz im Gegenteil: hinter den Wänden des Bundestages taucht der Rheinstrom auf, im Rheinstrom die Rheintöchter, und sie sinnen Dunkles. Selbst der Nibelungenexpress der neuerstandenen Bundesbahn, blutrot lackiert, erinnert Koeppen-Keetenheuve an die Brandmale der Vergangenheit:

»Basel Dortmund, Zwerg Alberich und die Schlotte des Reviers; Kurswagen Wien Passau, Fememörder Hagen hatte sich's bequem gemacht; Kurswagen Rom München, der Purpur der Kardinäle lugte durch die Ritzen verhangener Fenster; Kurswagen Hock van Holland London, die Götterdämmerung der Exporteure, die Furcht vor dem Frieden. Wagalaweia rollten die Räder.«

Ich wähle diese Stelle wahrhaftig nicht aus Bosheit aus, sondern um zu zeigen, wie lange die deutsche Politik zur Normalisierung des Denkens und Fühlens gebraucht hat – und leider auch die deutsche Literatur.

Hatte es Heinrich Böll, der Humorist (damals noch!) da leichter? Er war einer der ersten aus der Reihe der neuen, der jungen Schriftsteller, der sich, nach Kriegs- und Heimkehrergeschichten, mit der Realität der Bundesrepublik zu beschäftigen begann. »Haus ohne Hüter« (1954) gibt etwas wieder von den Schwierigkeiten der Erziehung im Wirtschaftswunderland, »Billard um halbzehn« (1959) rafft Zeitgeschichte in Rückblenden, parallelisiert Kriegszerstörung und Aufbauhektik; die »Ansichten eines Clowns« (1963) werfen ein Licht auf kirchliche, wirtschaftliche, politische Verhältnisse zu einer Zeit, in der das Pathos des Wiederaufbaus schon zerstoben ist. Überall wimmelt es von kleinen Leuten; Wohnen, Essen und Kleidung, das Geld für Miete und Reisen, Physiognomien, Tonfälle sind säuberlich geschildert – ein wenig wie im Naturalismus, als man vom Sekundenstil sprach und Alltägliches zu protokollieren begann. Bölls Gesellschaft, niemals weitab von den Kölner Domtürmen, zeigt die Entgrenzungen, Normauflösungen einer im Fluß befindlichen Zeit, in der vieles möglich wird, was vorher tabuisiert war; Schicksale der Selbstbehauptung, der Emanzipation werden auf engstem Raume ausgetragen; die Menschen scheuern sich an überlieferten Normen wund – das katholische Trauma Bölls, das sich durch nahezu alle Bücher zieht –, ohne doch glücklicher zu werden, wenn sie die Normen abgeschüttelt haben. Allmählich geht die religiöse Leitmotivik in eine politische über, so im »Gruppenbild mit Dame« (1971) und in »Katharina Blum« (1974); davon wird noch zu reden sein. Nirgends erscheint, wie bei Koeppen, ein Gesamtbild der Bundesrepublik und ihrer Gesellschaft; aber aus den unzähligen Ausschnitten kann sich der Beobachter ein Bild machen, was sich da tut und tummelt. Es ist freilich eine graue, eine zunehmend freudlose Welt, in der nur die Outsider, die Verfemten noch ein wenig Licht spenden. Sie haben auch Schicksale – die oben haben keine, sie sind reine Kunstfiguren. Böll dreht die klassische Kunstregel der Stiltrennung konsequent um: die kleinen Leute sind tragisch, die großen komisch, die kleinen sind Individualisten, die großen trübe Figuranten anonymer Mächte. Soviel Ideologie und Enge hinter diesem Schema steckt: unfreiwillig wird Böll damit nun doch zum Zeugen für eine nivellierte Mittelstandsgesellschaft, wie sie in Deutschland in den Jahren nach dem Krieg entstand.

Demgegenüber spiegeln die Romane von Günter Grass zwar eine größere Weltfülle als die von Böll und Koeppen, sie greifen weiter aus, räumlich und zeitlich – aber sie bieten doch mehr dithyrambische Klänge als festumgrenzte Bilder, sie wirbeln ihren Gegenstand, kaum daß sie ihn ergriffen haben, in einem ständigen jean-paulschen Transzendieren, in einer metaphorischen Selbstbewegung der Sprache wieder fort. Natürlich ist Atmosphärisches in Hülle und Fülle vorhanden: der »stille zugige heilige katholische Wartesaal zu Köln«, ehemalige Hauptbannführer zwischen Heidschnucken und Heidebauern, Bunkerhotels und Absteigen, Rheinwiesen und die Blüten der Bergstraße. Die Herren Beitz, Quandt und Brenninkmeyer tauchen mit Namen auf – während Koeppen seinen Schumacher noch in Knurrewahn verfremdet hatte. Mehlwürmer, ein Symbol bundesrepublikanischen Managements, bringen Gesetzentwürfe ein, planen Stahlkombinate, regieren Westdeutschland – so die »Hundejahre« (1963). Aber all das wirkt nach kaum fünfzehn Jahren überzeichnet, verquer, auch abgestanden – die permanente Farbexplosion läßt die Konturen verschwimmen. Böll, der soviel weniger Prosa zu kommandieren hat als Grass, bringt da bei engerem stilistischem Handgelenk mehr reinliche Zeichnung nach Hause.

Man müßte an dieser Stelle weiter ausgreifen, müßte zeigen, wie rings um die Protagonisten ein landschaftsgebundener Realismus sich entwickelt, der später streckenweise dokumentarische Züge annimmt: so im Ostpreußen von Siegfried Lenz, im Hamburg Nossacks, im Schwaben von Hermann Lenz. Das kann hier kaum geschehen. Erinnert sei nur daran, daß auch Grass und Böll, Walser, ja Arno Schmidt in mancher Hinsicht Regionalisten sind – so wie schon in Fontanes Werk die Berliner und die märkische Umwelt, in dem Thomas Manns Lübeck, Travemünde, München viel stärker durchdringen und sichtbar werden als in den gleichzeitigen Werken französischer oder russischer Realisten. Vielleicht werden spätere Zeiten – ganz ohne Ironie – die Nachkriegsliteratur der Bundesrepublik als einen Neuaufgang der Heimatliteratur empfinden. Auch die Renaissance eines Theaters, das naturalistisch Sprechweisen, Stammeln, Verstocktheit, Verstummen einfacher Menschen nachzeichnet, bei Sperr, Kroetz, Fassbinder deutet in diese Richtung – nicht zu reden von jüngsten Mobilisierungen der Dialektdichtung zugunsten realistischer literarischer Ziele.

### III

In den sechziger Jahren treten dann neue Muster auf. Die primären Bedürfnisse sind gesättigt, die Gesellschaft hat sich etabliert, man »ist wieder wer«, man kann sich nicht nur Vergnügungen, sondern auch Krankheiten leisten, die neu sind. Eine Jugend erscheint auf dem Plan, die von Krieg und Drittem Reich nichts weiß. Sie urteilt von einem anderen Anspruchsniveau her: mühsam Erreichtes ist für sie nur ein Ausgangspunkt zu anderen Ufern, während die Berufung der älteren Generation auf Aufbauleistungen leicht als rückwärts gewandte Beschwichtigung empfunden wird. Wo die Älteren die Hände in den Schoß legen, um Atem zu holen, vermissen die Jüngeren zukunftsbezogene Aktivitäten, konstatieren sie ein Defizit an Utopie. Auf dem Umweg über Zeitgefühl und Politik

kommt der verdrängte Generationskonflikt doch noch zur Geltung und mit ihm die alten Vater-Sohn-, Erziehungs- und Emanzipationsprobleme – reichlicher Stoff für Literatur und Politik der Zeit nach 1967.

In dieser Zeit, in der die Bundesrepublik nicht mehr als die beste aller politischen Welten erscheint, in der es vielen nicht mehr genügt, Alternative zu sein zum Dritten Reich und zur DDR, nimmt die Literatur, vor allem Roman und Drama, einen zeitkritischen Ton an – am stärksten bei Böll und Walser. Allerlei düstere Diagnosen tauchen auf, aber auch Erlösungsstimmungen sind nicht fern, und weltanschauliche Heilmittel gegen Gallistlsche Krankheiten werden vorbereitet. Prinzipielle Orientierungen werden skandiert wie in der ersten Nachkriegszeit, wieder stößt man sich von einem »Nullpunkt« ab, der jetzt »Spätkapitalismus« heißt oder »Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft«; wieder wird das eigene kleine bundesrepublikanische Schicksal zum Herz der Völker, wieder entdeckt man, gedächtnisarm und tatendurstig, die Aktion als Kern engagierter Literatur.

Die Wirklichkeit freilich ist komplexer. Sie versucht sich in zahlreichen Anläufen und Versuchen einer Stabilisierung der Bedürfnisgesellschaft: der Freßwelle, Einrichtungs-, Reise-, Sexwelle folgen Garten-, Wander- und Trimm-dich-Bewegungen; das Interesse am Beruf wird noch sachlicher, das an der Freizeit noch persönlicher. Altgewohnte, neugewonnene Verwurzelungen (Haus, Nachbarn, engste Sozialkreise) lösen sich in der allgemeinen Mobilität auf, und mit den Massenmedien, vor allem dem jetzt allgemein gewordenen Fernsehen, verschieben sich die Bewußtseinsräume: Vermitteltes steht endgültig vor Erfahrenem, Kontrollierbarem – und damit literarisiert, theatralisiert sich die tägliche Wirklichkeit. »Da ist die ständige Relativierung der eigenen Lebensformen, die sich am deutlichsten in den großen Enttabuisierungsprozessen und normativen Erosionen zeigt und in den Dauerzwang der momentanen Restabilisierung durch Diskussion mündet; da ist die programmatische Intellektualisierung einer erfahrungsmäßig nicht zu bewältigenden Umwelt, die intellektuelle Affekte an die Stelle von verarbeiteten Gefühlen, programmatische Grundsätze an die Stelle von Verstehen, Gesinnung an die Stelle von Verantwortung setzt; da ist die Individualisierung der Lebensstile, welche auf der Generationsleiter hinauf- und auf der sozialen Leiter hinunterklettert und zwielichtig die Chancen der Daseinsausweitung mit den Gefahren der Isolation und Langeweile zusammenbindet; da ist die von den Soziologen entdeckte Unterhaltungsmoral, die *fun morality*, die bei allen Dingen nur so lange ausharren kann, wie der Neuerungseffekt akut erregt, und deshalb auf ständige Abwechslung angewiesen ist; da ist die radikale Privatheit, die gleichzeitig nach öffentlicher Segnung verlangt«<sup>1</sup>.

Die neue Lage spiegelt sich vielfältig und diffus in der Literatur der sechziger und siebziger Jahre – nicht nur im Auftauchen unzähliger neuer Namen (eine Konjunktur des »jungen Schriftstellers« wie in den Anfängen unmittelbar nach dem Krieg!), sondern auch in stärkeren Bemühungen um Dokumentation, Un-

<sup>1</sup> F. H. Tenbruck, Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik. In: Die zweite Republik, hrsg. von R. Löwenthal und H. P. Schwarz. Stuttgart 1974, S. 289 ff. (302).

mittelbarkeit, Montage und Collage der Wirklichkeit. Die Grenze zwischen dem Literarischen und dem Trivialen verschiebt sich, der Stil liegt, einer alten Forderung Döblins gemäß, »nicht einmal wie nasser Flor« über der Darstellung. Gleichzeitig aber wandert vor dieser fordernden Ausbreitung des Unmittelbaren, Szenischen, Pophaften ein Teil der Autoren in immer esoterischer sich 'verschließende »abgelegene Gehöfte« aus – wie in der ersten Nachkriegszeit. Einerseits Brinkmann, andererseits Heissenbüttel, einerseits Industriereportagen, andererseits Hermetismus, einerseits Thesenstücke, andererseits Sprachetüden – so stellt sich der Dualismus der ersten Jahre nach 1945 in veränderter Form wieder her.

Immer stärker gerät die Bundesrepublik aus dem Blick selbst realistischer Autoren. Allenfalls wird sie noch als Unterfall allgemeiner Entwicklungen westlicher Gesellschaften empfunden. Fast nur Böll hält in den siebziger Jahren an der minutiösen Nah-Sicht auf Schicksale, Personen, Tatorte fest. Aber wie verengt, verzerrt nehmen sich die Dinge aus in den Augen von Leni Gruyten oder Katharina Blum, wie stilisiert, retortenhaft wirken die Konflikte, wie unbeirrt marschiert alles in *eine* Richtung, die der zunehmenden Radikalisierung von rechts. Daß es rechte Schwarmgeister in der Bundesrepublik kaum gibt, sehr im Unterschied zur Weimarer Republik, daß das Tabu der Gewalt 1968 von links durchbrochen wurde, daß die Umprägung politischer Begriffe, die Zersäuerung der Institutionen von dort ins Werk gesetzt wurde – der Nobelpreisträger Böll weiß es vielleicht theoretisch, wenn er die »Vernunft der Poesie« gegen Doktrinäre verteidigt, als Romancier und Chronist der westdeutschen Szene weiß er es nicht. Jedenfalls schweigt er zum meisten, was heute ein Zolasches »J'accuse« herausfordern müßte, und nicht einmal im Traum taucht in seinen jüngeren Arbeiten die Möglichkeit auf, daß Menschen von links terrorisiert und in den Selbstmord getrieben werden könnten – was doch an »befreiten« Universitäten dokumentarisch belegt werden kann, vom Fememord gegen Ausgesprungene, der gleichfalls, verglichen mit Weimar, im politischen Spektrum von rechts nach links gewandert ist, gar nicht zu reden.

#### IV

Ich breche hier ab, verweise nur beiläufig darauf, daß ich die jüngere und jüngste Literatur von Bieler und Bienek bis Reiner Kunze nicht mehr einbeziehen kann, obwohl sie unter dem Gesichtspunkt Literatur und Wirklichkeit einbezogen werden müßte. Eine Frage freilich muß zum Schluß, in aller Subjektivität, gestellt werden: Was ist herausgekommen bei der Zuwendung unserer Nachkriegsliteratur zur Wirklichkeit, wie verteilen sich Gewinn und Verlust, wo liegen die Eroberungen, wo die Defizite?

Um mit den letzten zu beginnen: ein röntgenscharfes Gesamtbild dieser Gesellschaft, das, wie in den »Buddenbrooks«, von Tischsitten bis zu Parlamentsreden, von Liebhabereien bis zu gesellschaftlichen Konventionen, von Kunst bis Geschäft alles einfängt, so daß man versteht: so war es – eine solche Epopöe unseres Landes, unserer Zeit ist mir jedenfalls bisher nicht bekannt geworden. Und es ist wohl nicht zufällig, daß sie fehlt. Um sie zu schreiben, bedürfte es



nicht nur objektiver Voraussetzungen — das Gesellschaftliche und Politische personalisiert sich nicht mehr so leicht —, es bedürfte auch einer persönlichen Kultur der Darstellung, die auf metaphorisches Umwälzen von Sprachmassen ebenso verzichtet wie auf allzu genrehafte Nah-Sicht. Ironie, Désinvolture, das Pathos der Distanz — eben dies sind Eigenschaften, die unserer Prosaepik, trotz einiger weißer Raben, fehlen. Vielleicht bedürfte es, um die Zwielfichtigkeiten, Ambivalenzen und Zwischentöne unserer politisch-gesellschaftlichen Existenz zu schildern, vor allem anderen der Ironie, der Wielandschen Sünde wider den Ernst — aber gerade sie wird in Deutschland schwerer vergeben als Sünden wider den Stil.

An dieser Stelle wird es, zu guter Letzt, nötig, ein wenig Theorie einzumischen. Wenn Realismus, nach der klassischen Bestimmung Erich Auerbachs, zweierlei bedeutet, nämlich »die ernsthafteste Behandlung der alltäglichen Wirklichkeit, das Aufsteigen breiterer und sozial tieferstehender Menschengruppen zu Gegenständen problematisch-existentieller Darstellung einerseits — die Einbettung der beliebig-alltäglichen Personen und Ereignisse in den Gesamtverlauf der zeitgenössischen Geschichte«<sup>2</sup> andererseits, dann wird deutlich, welche Schwierigkeiten ein literarischer Realismus bei uns nach dem Krieg zu überwinden hatte. Denn einmal hielt die Fiktion des Nullpunktes, die jahrelange Fixierung auf Vergangenheitsbewältigung die historische Reflexion zurück, ließ sie erstarren in einer moralistischen Statik — zum anderen entzog sich das Sujet des Aufstiegs, weil die Gesellschaft selbst, je mehr sie sich nivellierte, ihr früheres Oben und Unten verlor. Es ist eine ironische Rache des geschmähten CDU/CSU-Staates an seinen Kritikern, daß er jene Gesellschaft der Freien und Gleichen schon, aller heißen Intention voraus, geschaffen hatte — nur eherne Einfalt kann die Gesellschaft der Bundesrepublik noch in »die da oben« — »die da unten« aufteilen. Aber eben dadurch verschwinden auch Stilebenen, fällt das Künstlerische und das Bürgerliche nicht mehr auseinander, sondern zusammen; und der Romancier hat es schwer, das nötige Relief herbeizubringen — falls er sich nicht gleich der Eigenbewegung der Sprache und dem Bewußtseinsstrom der Zeit oder der schlichten Freude am Kinetischen überläßt.

Das führt zu einem allerletzten Punkt: der Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Politik im engeren, persönlichen Sinn — der Frage auch nach der parteipolitischen Abstinenz oder Ingerenz des Schriftstellers. Patentrezepte gibt es keine. Ich gedenke auch nicht Vergangenheitsbewältigung zu betreiben, indem ich ein parteipolitisches »Engagement« des Autors fordere, toleriere oder verdamme — das steht in jedermanns eigenem Ermessen, und die Parteien sollten so selbstbewußt sein, diese Entscheidungsfreiheit zu respektieren.

Die Schriftsteller sollen sich politisch engagieren, betätigen, wenn sie es wünschen und wollen — einverstanden. Vor allem aber sollen sie schreiben — und in Freiheit schreiben können. Nicht damit wir unser Land lieben um jeden Preis und seine Fehler übersehen. Sondern damit wir es kennenlernen.

<sup>2</sup> Mimesis. Bern 1946, S. 437.